



Der hingestreckte Sommer

Gisela
von
Wysocki

Suhrkamp

SV

Gisela von Wysocki
Der hingestreckte Sommer

Suhrkamp

Erste Auflage 2021

© Suhrkamp Verlag Berlin 2021

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43014-9

Der hingestreckte Sommer

VITRINEN

*Vitrinen beschützen Geheimnisse und Fähigkeiten
oder halten sie fest. In ihnen verkörpert sich das
Gedächtnis, hat sich dort einen Raum geschaffen.
Es sind formbewusste Gehäuse, in denen sich Leben
staut. Atmosphärisch gesehen ein Stillstand, in dem,
choreographisch verdichtet, Geschichten abgespei-
chert sind. Ein Bücherschrank, ein Flügel können für
ein Kind zu Fabelwesen werden.*

Der Kirchenraum

In der kriegsbeschädigten Johanniskirche konnten seine sterblichen Überreste nicht bleiben. Sie mussten dringend verlegt werden. Verantwortlich dafür sollte der Maurermeister Malecki sein, Inhaber einer stabilen Schubkarre. Vielleicht war der behelfsmäßige Transportunternehmer seiner Furcht vor dem Sterben noch niemals so nahegekommen wie in diesem Moment. Der brisante Auftrag, dessen Ausführung mutmaßlich am 28. Juli 1949 stattfand, führte quer durch das vom Krieg zerstörte Leipzig, Richtung Thomaskirche.

Es war zu Anfang noch von einem Zinksarg die Rede gewesen. Kein Mensch hatte damit rechnen können, dass Johann Sebastian Bachs Gebeine in Wirklichkeit in einem schludrig verschlossenen Holzsarg untergebracht waren. Der für jedermann zugängliche Schrein hatte etwas Einladendes an sich. Man könnte sich vorstellen, dass dieser Umstand unerwartet beruhigend auf den Maurermeister gewirkt hat. Tröstlich beinahe. Es nahm dem Vorgang seine Feierlichkeit, den Nimbus des Festaktes. Und es schwächte die beklemmende Vorstellung ab, mit einem Wesen, einer Wesenheit zu tun zu haben, die auf eine nicht näher erkennbare Weise mit Gott und seiner Unsterblichkeit im Bündnis stand.

Dennoch, das mochte er spüren, verlangte der Fall mehr von ihm, anderes als die herkömmliche Arbeit eines Handwerkers. Mehr Fingerspitzengefühl, als es für

den Eigentümer einer tauglichen Schubkarre vonnöten war. Man half ihm dabei, den Sarg auf den Karren zu heben. Nun war es an ihm, an ihm, Malecki, der ungewohnten, heiklen Situation Rechnung zu tragen. Es verstand sich von selbst, den Deckel des Sargs anzuheben. Es gehörte sogar zu seiner Pflicht, sich ein Bild vom Zustand der ihm anvertrauten Fracht zu machen, ihre Beschaffenheit und Qualität in Augenschein zu nehmen.

Man kann sich denken, dass Malecki keine Notwendigkeit darin sah, ein allzu präzises Bild des zu erwartenden Anblicks zu gewinnen. Eher dürfte es unscharf, konturlos gewesen sein. Von einer Unübersichtlichkeit gezeichnet, wie sie insgesamt das Leben mit sich bringt. Aber mit diesem Ausmaß einer schauervollen Zerrüttung hatte er kaum rechnen können. Nicht mit diesem Sammelsurium von Knorpeln, Knochen, wild versprengten Splittern auf dem Boden des Sargs. Linksseitig in die obere Ecke verschoben, weil man ihn unerwartet abrupt auf der Schubkarre abgesetzt hatte. Vom Sonnenlicht hell beschienen, ergab sich ein zusammengequetschtes Bild der Sinnlosigkeit. Nichts war geblieben von dem grundsätzlich doch so einleuchtend, methodisch so planvoll arbeitenden menschlichen Knochengerüst.

Was Malecki nicht wissen konnte, war, dass in den Jahren 1750 bis 1850 die Schädel berühmter Menschen Sammelobjekte waren. Und dass ein Anatomieprofessor, Wilhelm His, Ende des neunzehnten Jahrhunderts bereits daran zweifelte, ob es sich, wie behauptet, bei

den »in einem eichenen Sarge aufgefundenen Gebeinen eines älteren Mannes« um die des Johann Sebastian Bach handelte. Der Schrecken hatte ihn eingeholt, hatte Malecki nicht davonkommen lassen. Der nun offen stehende Sarg hatte zwar die lastende Bedeutsamkeit der Situation entschärft. Aber eben auch den Anspruch geltend gemacht, sich ein Bild vom Inneren zu machen. In Blickkontakt zu der dort vorgefundenen Verheerung zu treten.

Er wusste jetzt, dass es ausgebleichtes, spiegelblankes Flickwerk war, das er transportierte. Auseinandergebrochenes. Kleinteilig Zerlegtes. Es glich den Ruinen, den staubigen Schuttbergen, die ihm links und rechts auf dem Weg zur Thomaskirche begegnet waren. Er hatte auf weggebrochene Wände geschaut, auf halbierte Häuser. Auf verwüstete Zimmer und deren bizarre Details; intakte Lampenschirme, blitzende Kachelöfen. Auf Küchenherde und Doppelbetten unter Trümmerstücken. Auf Geschirrschränke und deren aufgesprungene Türen. »Tach, ich bring den Bach«, mit diesen Worten Maleckis soll der Superintendent der Thomaskirche über das Eintreffen des Schubkarrens unterrichtet worden sein. Er hatte seine Sache gut gemacht, der Sohn eines Sägewerkbesitzers. Als Kind hatte er dem Vater zugesehen, wenn er die Scheibe eines Fichtenstamms in die Kreissäge schob.

Den herbeigeschafften Sarg stellte man vorübergehend in der Nordsakristei auf. Mitte August sollte die endgültige Versiegelung des Deckels vorgenommen werden.

Scheu, schweigend bewachten einige Gemeindemitglieder gewissenhaft das kostbare, wenn auch schwer mitgenommene Skelett. Draußen brachte der Sommer auch nachts keine Abkühlung, hier aber stieg vom Steinboden her eine belebende Frische auf. Der Stadtrat hatte umsichtige Entscheidungen getroffen und der Helferschaft zwei Mitglieder der örtlichen Polizei zugeteilt.

Am Tag drangen die Geräusche der Straße bis in die Kirche vor. In den Nächten breitete sich eine angespannte Lautlosigkeit aus. Und eine Ferne, die den Raum weitete, ihn vervielfachte. An die des Nachts im Kirchenraum zu erwartende Stille hatte man zuhause auch schon gedacht. Aber eben nur gedacht. Man hatte nicht mit dieser unfasslichen Feierlichkeit gerechnet. Nicht mit der Machtstellung, die der Stille hier zufallen würde. Man hütete sich davor, etwas zu sagen, möglicherweise etwas Unpassendes. Wollte nicht das Risiko auf sich nehmen, es könnte ein Wort unerwidert stundenlang in seinem Nachhall für die Anwesenden hörbar bleiben. Dann lieber sich verfangen, feststecken in der Weite, in der Entlegenheit. In einer Spur von etwas, das sich »am Ende der Welt« vermutlich irgendwo verlaufen würde.

Am dritten Tag brach am späten Nachmittag ein heftiges Gewitter aus. Die Stille machte dem Donner Platz. Nach dem Unwetter war es eine andere als zuvor. Sie war begehbar geworden, hatte endlich im Nachhall der Donnerschläge zu einer Erwidern gefunden. Den Gemeindemitgliedern wird bewusst geworden sein, dass nicht nur das Kircheninnere ein Depot von Äther

und Zeitlosigkeit bildete. Dass sich im Raum Musik, der Klang einer gebieterischen Urteilskraft ausgebreitet hatte. Und mit ihr das Versprechen unangreifbarer Wahrhaftigkeit: ein Elixier, das Ludwig Wittgenstein zu der Aussage verführte, in Bachs Musik werde eine Schöpfung sichtbar, wie sie »vor dem Sündenfall« war.

Es wäre den Wartenden, wie sie später berichteten, nach und nach in dem aufgeklappten Sarg vor allem der knochige, in seinen Umrissen erhalten gebliebene Schädel des Toten immer sichtbarer geworden. Unerwartet deutlich, beinahe wirklichkeitsnah, seien seine Augenhöhlen zu erkennen gewesen, darin war man sich einig. Und sie hätten unzweifelhaft »einen Blick« gehabt; unentwegt und weit aufgerissen. Es sei allerdings auch die Überlegung aufgetaucht, es könnte sich hier um ein durchaus erwartbares Bild handeln. Um ein Phänomen, wie es sich natürlicherweise um zwei dunkle, vom Jochbein zusammengehaltene Kuhlen bildet. Das aber, so berichteten später die mitgenommen wirkenden Wächter, hätte bei einem unter ihnen zu einer Art von Revolte geführt. Für einen Titan sei das zu wenig, wurde geäußert. Es sei geradezu vernichtend! Angesichts seiner Sonntagsmotetten, der Engführungen der Fugen, der Schlusschöre der Oratorien! In Bezug auf die Abertausenden in Gottes Namen verfassten Gesänge! Die Orgelwerke im Dienste der Dreieinigkeit! Dies alles, dieses riesenhafte, große Gelingen, nur, um schließlich aus finsternen Augenhöhlen, wie jeder andere auch, ins Leere zu starren? Eine von Fäulnisprozessen begleitete Kreatur? Ihre ganz eigenen Gedanken mach-

te sich in diesem Zusammenhang Marguerite Duras. Nicht Ferne, sondern Nähe wünschte sie dem Komponisten. Sie meinte, wie gut, dass er kein Bewusstsein von der Tragweite seines Werks und dessen Phantasma gehabt hätte, er wäre verrückt geworden.

Das Gesicht

Für Friederike Mayröcker

Ich bin ja eben erst eingetreten. Eben erst haben wir uns begrüßt, und sie hat mich in ein Zimmer geführt. Es ist ja kaum Zeit vergangen, wir haben uns an einen Tisch gesetzt, und sie erzählt von sich, von ihrem Gesicht, unser Thema für heute. Aber in Wirklichkeit ist es kein Thema. Und auch das »heute« klingt fraglich, unüberlegt. Wie sie es nicht bemerkt, genau genommen, das Gesicht, und sich entgehen lässt. Und dies am eigenen Leibe spürt. Sie spricht, muss sprechen so, auf diese Weise, wie sie es tut, eine Dichterin.

»Morgens«, sagt sie, »kommt manchmal der Gedanke auf, heute, das wird ein guter Tag!« Weil das Gesicht sich ausgeruht fühlt. Abends stellt es die unausweichliche Frage, was eigentlich übriggeblieben sei von ihm. Ein Skelett, ein Knochengerüst. Wer in vorgerücktem Alter die Hände zum Kopf führt, wird den eigenen Totenkopf, den Schädel, spüren. Oft wünscht man sich, das Gesicht eines Freundes ganz genau vor sich zu sehen, und fürchtet sich davor, es nicht vor Augen zu haben. Es geschieht, dass es aus dem Gedächtnis herausgefallen ist, nur in Teilen zu sehen. Und dann dieser Moment, irgendwo auf der Straße, wenn Augen von einer unbeschreiblichen Tiefe zu sehen sind. Fast in Form einer anderen Realität. Diese Augen halten etwas bereit, das man sonst von nirgendwoher kennt. Dort bleiben. Verweilen.

Ob ich mich tatsächlich in einer Wohnung befinde?, frage ich mich in diesem Moment. Wien, 5. Bezirk? Eher auf einem Schauplatz. In einem Milieu. Mitten in einem Bühnenbild? Ich blicke auf einen den Raum beherrschenden Einrichtungsgegenstand. Man könnte behelfsweise von einer bis zur Decke reichenden Bücherwand sprechen. Es scheint hier um anderes zu gehen als um den gezielten Zugriff auf ein bestimmtes Werk. Die Bücher sind in wilden Schüben übereinandergestapelt. Stehen sich längs und quer gegenseitig im Weg. Unmöglich, auf die Suche nach einem einzelnen Buch zu gehen. Weil Titel bei dieser Form der Lagerung nicht erkennbar sind und jede Berührung des chaotischen Schichtwerkes die benachbarten Bücherberge zum Einsturz bringen würde.

»Auf frühen Kinderbildern entdecke ich etwas Erstaunliches.« Einen Ausdruck, sagt sie, der ihr mitteilt, »da bin ich echt«. Als würde ein wesentlicher Teil der Person überdeutlich zu sehen sein. Dann aber, irgendwann, sei etwas dazwischengetreten, habe sich dazwischengeschoben. Störend. Zwischen sie und das Kind auf dem Foto. Sie würde dem den Namen Eitelkeit geben.

Im Alter verliere sie an Bedeutung, glücklicherweise. Damit kommt man dem früheren, vielleicht wahrhaftigeren Leben wieder näher. Als Kind, sagt sie, habe sie niemals einen Schmetterling gefangen, niemals auf einen Käfer Jagd gemacht. Das Kind befand sich in der Vorform jenes kontemplativen Lebens, auf die sie, die

Erwachsene, jetzt nach so vielen Jahren wieder zurückgekommen sei. Möglich, dass davon im gegenwärtigen Gesicht etwas sichtbar werde. Dass es deshalb so unergiebig sei, es anzuschauen. Eben, weil es damals den Gartenpflanzen stundenlang bewegungslos zugewandt gewesen sei. Das Kind träumte vor sich hin und fühlte sich nur hier, im Innenhof des Hauses, geborgen. Und so, auf diese Weise, sei ein verschwundenes Gesicht, ein mit einer besonderen Art der Reglosigkeit gezeichnetes Gesicht daraus geworden. Vielleicht könnte das Wort »Stille« es am besten beschreiben.

Ich hatte das voluminöse Möbel im Hintergrund die ganze Zeit vor Augen gehabt. Notwendigerweise, wenn ich meine Gastgeberin anschauen wollte. Ob an die Stelle des alten Gartens diese Bücherwand getreten war? Ich schaute auf zusammengeknautschte Kleidungsstücke, auf einen Kopfkissenbezug, einen mit allem Möglichen gefüllten roten Einkaufskorb der Firma SPAR. Auch eine alte Schreibmaschine war dabei. Eines der vielen Bücher stand auffällig aufrecht da, gut leserlich, vorn an der Kante eines Regals: Ernst Jandl, *Der gelbe Hund*. Zwischen Bergen ineinandergeschobener Zettel, Kalender, Briefe und Broschüren. Als mir einige Jahre später ein Freund eine vielfach veröffentlichte Panoramafotografie dieses inzwischen häufig abgebildeten Zimmers zusandte, machte ich sie zum Ausgangspunkt eines *workshops* in einer norddeutschen Akademie; im Bereich »Freie Kunst«. Mit der Frage, welche Erfahrungen, welche Lebenswirklichkeiten sich mit einem Interieur wie diesem verknüpfen könnten.

Die Unaufgeräumtheit hat eine Sprache, dort im 5. Bezirk. Sie redet von einem Kind, das seinen Blick nicht abwenden kann von seinem verwilderten Garten. Von der herrenlosen Ordnung der Blumen neben dem Gemüsebeet, neben den Bäumen und Zäunen. Alles platzt vor Leben, sonst hätte das Kind sich dort nicht stundenlang aufgehalten. Hätte später die Dichterin, die einmal hier wohnte, nicht einem Buch schon im Titel die Worte »ans Fenster tretend« mitgegeben. Um von dort aus die Welt als ein tollkühnes Improvisorium zu erleben.

»Das einzig noch immer Sehenswerte an diesem Gesicht sind die Augen«, sagte sie dann und wies auf deren dunkle Bemalung. Gleichzeitig seien sie einem geradezu hypochondrischen Gefühl ausgesetzt, der Angst, sie könnten verletzt werden. Es könnte ihnen irgendwann etwas zustoßen. Sie suchten nach Schutz. Auch vor dem Starren der Kinder auf der Straße. Ihr Starren würde sich auf furchtbarste Weise Zugang zu ihrem Gesicht verschaffen wollen. Weil ihm der Wunsch anzusehen sei, ein unansprechbares, unauffindbares Gesicht zu sein. Ein also auch in dieser Unbehelligtheit grundsätzlich nicht haftbar zu machendes Gesicht. Für nichts auf der Welt. So ist dann dieses Haar zu seiner Form gekommen, denke ich. Es wird als Helm eingesetzt, als Vorrichtung herangezogen. Gesicht, Auge und Haar, ein lautlos für sie kämpfendes Team.

»Es gibt Gesichter, in denen die ganze Welt zuhause ist«, sagt sie. Bei Francis Bacon beispielsweise. Salvador

Dalí. Beckett. Sie dagegen habe aus dem schützenden Versteck des Inkognitos auf die Welt geschaut. Auf den verrätselten Abdruck von Innenwelten, auf das Geflecht der *Übergänge*. Schon auf frühen Kinderbildern sei die Vereinsamung erkennbar gewesen. Und ein Gesicht, das diese Phase im Grunde niemals verlassen habe. Auf der Bettdecke im Nebenzimmer, sorgsam ausgebreitet, sehe ich eine Vielzahl von medizinischen Präparaten. Tuben, kleinen Flaschen. In Reih und Glied, sorgsam sortiert. Tagsüber kommen sie der Reihe nach zur Anwendung und werden vor dem Schlafengehen von der Decke abgeräumt.

Es gebe Bleistifte, sagt sie, eine ganz bestimmte Sorte, die auf dem Papier nur einen schwachen Abdruck hinterlassen würden. So, genau so wie diese Stifte, möchte man im Leben gewesen sein. Nichts anderes solle übrig bleiben als ein weißes, leeres Blatt. Die Welt dagegen müsste ganz lebendig sein. Sie müsste unentwegt gesehen werden können. Die Tiere müssten ganz lebhaftig sein. Die Gegenstände körperhaft. Die Straße voll von Menschen, und alles dies müsste immerzu zu sehen sein.

Auch die Bühne des Akademietheaters, man spielt *Baumeister Solness*. Da darf man sich kein Detail entgehen lassen. Immer wieder entnimmt sie einem der drei oder vier kleinen Beutel, die sie neben dem Rucksack mit sich führt, ein neues, anderes Brillenetui. Mehrfach werden die Brillen ausgetauscht, werden überprüft auf ihre Eignung hin. Welche von ihnen kann am anschau-